

Wissen/Kanon/Sprache

Welches Wissen wird von wem und wie in Museen vermittelt? Welche Erzählungen sind hier zu finden und welche Leerstellen gibt es? Welche kanonischen Inhalte werden in Museen vorgetragen oder durch alternative Narrationen erweitert? Und welche Funktion hat dabei die Sprache? Julian Dörr erörtert in seinem Beitrag *Räume, in denen sich freie Menschen begegnen* am Beispiel des *Deutschen Technikmuseums* auf, wie wichtig eine diversitätssensible Kommunikation für Dekolonisierungsprozesse im Museum ist. Unter dem Titel *Textproduktion im postkolonialen Museum* macht Ania Faas ihren Arbeitsprozess als Lektorin mit dem Schwerpunkt auf diskriminierungssensible und rassistiskritische Sprache transparent. Sie hat das Brücke-Museum im Rahmen der Ausstellungsvorbereitungen von *Whose Expression?* begleitet. Julia Grosse und Yvette Mutumba, die gemeinsam die internationale Plattform *Contemporary And (C&S)* betreiben, sprechen in dem Interview *Kanon, Wissen, Sprache: Über dekoloniale Vermittlungspraktiken in Ausstellungen* mit Daniela Bystron darüber, wie sich die Museen und ihre Programme im deutschsprachigen Raum in den letzten zehn Jahren verändert haben. Dabei spielen vor allem Themen wie Wissen, (De)Kanon und Vermittlung über Sprache eine entscheidende Rolle.

Räume, in denen sich freie Menschen begegnen

Diversitätssensible Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit im Museum

Julian Dörr

Am Beispiel des *Deutschen Technikmuseums* werde ich in diesem Beitrag Aspekte diversitätssensibler Kommunikation im Museum aufzeigen. Im Mai 2021 habe ich dort für den Bereich Presse und Öffentlichkeitsarbeit einen Workshop zu diversitätssensibler Sprache und Kommunikation umgesetzt.

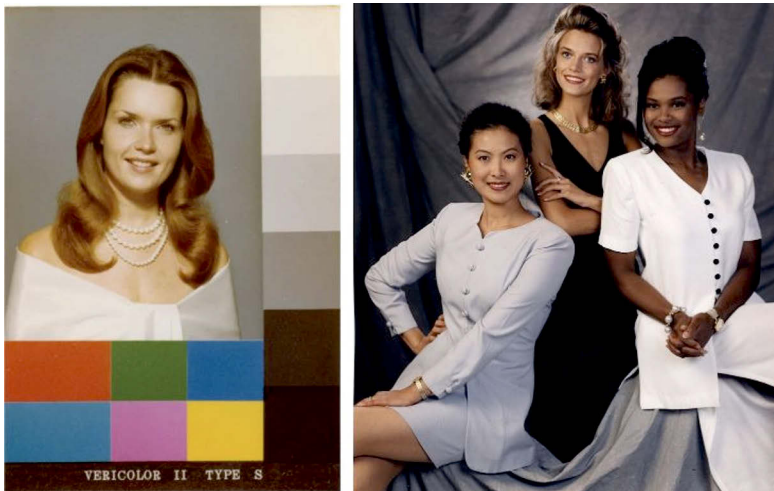
Museen sind Orte, an denen die Gesellschaft ihre Beziehung zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verhandelt. Orte, an denen Wissen und Kulturpraktiken gesammelt, aufgearbeitet und präsentiert werden – von Expert*innen, für die Öffentlichkeit. Museen sind Orte der Geschichte(n), Orte der Kommunikation. Und als solche stehen sie in der Verantwortung, die Geschichten, die sie erzählen, fortwährend kritisch zu reflektieren, zu hinterfragen und anzupassen. Es ist deshalb auch klar, dass sich die in jüngster Zeit angestoßenen Dekolonisierungsprozesse nicht nur auf die tatsächlichen Inhalte und Gegenstände in den Museen und Sammlungen beschränken dürfen. Vielmehr müssen sich die Museumsmacher*innen der Gegenwart neu mit der Frage konfrontieren, wie diese Inhalte kommuniziert werden. Die Aufarbeitung kuratorischer Praxis und die Überarbeitung musealer Kommunikation sind Teil desselben Prozesses. Sie gehören zusammen und ergänzen sich. Denn die rigideste historische Aufarbeitung ist vergebens, wenn es nicht gelingt, ihre Ergebnisse und Konsequenzen angemessen an das Publikum zu vermitteln.

Die Idee der Neutralität aufgeben

Der Prozess der Dekolonisierung von musealer Kommunikation beginnt damit, vermeintliche Gewissheiten in Frage zu stellen. Dieses Rütteln am eigenen Vorstellungsrahmen schafft einen Raum, in den neue Perspektiven eintreten können. Ein konkretes Beispiel: Für das *Deutsche Technikmuseum* in Berlin stellt selbstverständlich »Technik« den zentralen Begriff seiner Arbeit dar. Ein Alltagswort, sehr gebräuchlich, nicht schwer zu verstehen. Es ist sehr klar, was Technik meint. Einerseits. Andererseits öffnet sich hinter einem auf den ersten Blick so eindeutigen Begriff ein ganzer Raum unterschiedlicher, teils gegensätzlicher Assoziationen: vom Faustkeil bis zur Eisenbahn und Industrialisierung, aber auch Ausbeutung und Fortschritt, ebenso wie Gefahr und Globalisierung, genauso auch Abhängigkeit.

Kodak Shirley Cards 1978 vs 1995

Bildquelle: <https://www.nytimes.com/2019/04/25/lens/sarah-lewis-racial-bias-photography.html>



Begriffe existieren nicht ohne Kontext. Die vermeintlich neutrale Technik ist in soziale und historische Kontexte eingebettet und deshalb verbunden mit den Machtsystemen, die unsere Gesellschaft prägen. Technologie und tech-

nologischer Fortschritt reproduzieren und spiegeln die (historische) Unterdrückung marginalisierter Gruppen durch die Dominanzgesellschaft.

Ein berühmtes Beispiel dafür ist der Farbfilm, dessen chemische Beschichtung viele Jahrzehnte lang für die Darstellung der Haut *weißer* Personen optimiert war und dunklere Hauttöne nicht adäquat abbilden konnte. In der Gegenwart schreibt sich diese Diskriminierung unter anderem in Facial-Recognition-Technologien fort, die die Gesichter Schwarzer Menschen schlechter erkennen als die von *weißen*, wie zum Beispiel die Forschung der Informatikerin Joy Buolamwini zeigt. Ein anderes historisches Beispiel ist die Arbeit des US-amerikanischen Arztes J. Marion Sims, der als »Vater der modernen Gynäkologie« gilt. Viele seiner Erkenntnisse und Erfindungen sind bis heute relevant und in Verwendung (zum Beispiel das Spekulum nach Sims), sie fußen jedoch auf Experimenten, die Sims an versklavten Schwarzen Frauen gegen deren Willen durchgeführt hat.

All das ist Technik. Technik, hinter der historische Traumata stecken, Unterdrückungsstrukturen und soziale Machtgefüge. Diese Dimensionen beim Umgang mit dem Begriff »Technik« mitzudenken, ist die Aufgabe kritischer diversitäts- und diskriminierungssensibler Sprache. Eben weil Sprache und ihre Begriffe niemals in einem neutralen, wertfreien Raum existieren.

Wie Sprache Realität(en) schafft

Sprache schafft wirkmächtige Kontexte – und damit Realität. In der Sozialwissenschaft hat sich dafür der Begriff »Framing« etabliert, der im übertragenen Sinne einen Assoziations- oder Deutungsrahmen bezeichnet. Ein einfaches Beispiel: Person A sagt: »Zitrone«. Person B denkt an die Farbe Gelb, vielleicht erinnert sie sich sogar an den sauren Geschmack einer Zitrone auf der Zunge. Die Sprachwissenschaftlerin Elisabeth Wehling erklärt in ihrem Buch *Politisches Framing*: »Frames werden durch Sprache im Gehirn aktiviert. Sie sind es, die Fakten erst eine Bedeutung verleihen, und zwar, indem sie Informationen im Verhältnis zu unseren körperlichen Erfahrungen und unserem abgespeicherten Wissen über die Welt einordnen«.¹ Solche Assoziationen und Verbindungen von Informationen und Erfahrungen geschehen auf einer unbewussten Ebene, wir können nicht nicht in Frames denken. Frames sind außerdem immer selektiv. Wehling schreibt, »Frames bewerten und interpretieren also. Und sind sie erst einmal über Sprache – etwa jener in öf-

fentlichen Debatten – in unseren Köpfen aktiviert, so leiten sie unser Denken und Handeln an, und zwar ohne dass wir es merken«².

Ein berühmtes Beispiel für die Wirkmacht von Framing in medialen öffentlichen Debatten ist die Studie *Media Framing of a Civil Liberties Conflict and Its Effect on Tolerance*³. Hier änderte sich die Toleranz von Nachrichten-Rezipient*innen gegenüber dem rassistischen Ku-Klux-Clan, je nachdem ob dessen Märsche als Ausdruck von Meinungsfreiheit oder als Störung der öffentlichen Ordnung beschrieben werden.

Sprache ist mächtig. Sprache beeinflusst, wie wir die Welt sehen. Viele Dinge werden für uns erst sichtbar, wenn sie aussprechbar werden, wenn wir ein Wort für sie haben. Umgekehrt machen wir Dinge, die unbenannt bleiben, unsichtbar. Wie wir sprechen, zeigt Machtstrukturen. Wer benennt? Und wer wird benannt?

»Die Verstrickung der Sprache mit der Gesellschaft muss reflektieren, wer Kultur im Mund führt, oder er hat aus der Geschichte der vergangenen Jahrhunderte keine Konsequenzen gezogen«, schreibt der Lyriker und Autor Max Czollek in seinem Buch *Gegenwartsbewältigung*⁴. Es gibt keinen neutralen Standpunkt in der Sprache. Raushalten ist keine Option. Jede*r Sprecher*in hat eine Position in der Hierarchie der Gesellschaft und diese spiegelt sich in der Sprache wider.

Keine Frage, was man noch sagen darf

In ihrem Aufsatz *Sprache, Kolonialismus und rassistische Wissensformationen* in dem von ihr mitherausgegebenen Buch *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache* schreibt die Kulturwissenschaftlerin Susan Arndt: »Sprache war und ist im europäischen Kontext ein wichtiges Medium um weiße Dominanz zu artikulieren, weiße Geschichte festzuschreiben und die jeweils dazugehörigen Mythen zu vermitteln. Im Zusammenhang von Eroberung und Machtausübung dient(e) Sprache seit jeher zur abwertenden Fixierung und Markierung von als anders konstruierten Menschen – sowohl nach außen als auch nach innen.«⁵

Arndt formuliert eine Aufgabe: »Rassistische Wörter sind (k)ein Relikt des Kolonialismus, sondern stellen ein vitales Erbe dar, das sich tief ins Sprechen unserer Alltagswelt eingekerbt hat. So gesehen, ist es wichtig, weder dieses Erbe noch seine Gegenwart zu verleugnen. Es in und durch Sprache zu ›besprechen‹, setzt sowohl gesellschaftliche wie auch individuelle Kompetenzen

und Lernbereitschaft voraus, vor-geschriebene (präskriptive) Grenzen auszu-reizen und neu zu lesen.«⁶

Diversitätssensible und diskriminierungskritische Kommunikation muss mehr sein als nur die Frage, welchen Begriff man verwenden soll – und welchen nicht. Es geht dabei eben nicht um die Frage: Was darf ich noch sagen? Sondern: Wie kann ich durch meine Sprache gerechtere, inklusivere Räume mit weniger Diskriminierung und mehr Teilhabe schaffen?

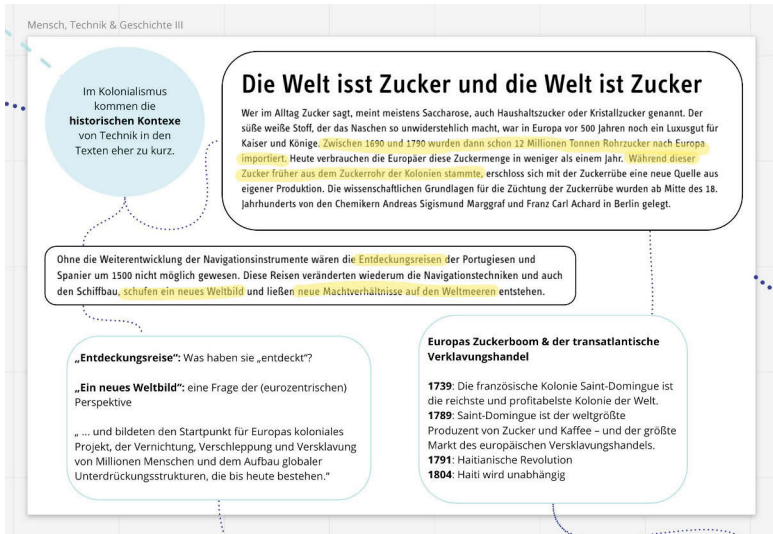
Anders als ihr von Kritiker*innen gelegentlich vorgeworfen wird, ist eine diskriminierungskritische Sprache auch keine Sprache, die verwischt und verschleiert, die »alles gleichmacht«. Ganz im Gegenteil. Diversitätssensibel und diskriminierungskritisch zu kommunizieren bedeutet, Kontexte kritisch zu analysieren, (historisch gewachsene) Strukturen zu hinterfragen und Ungerechtigkeit besprechbar zu machen.

Machtkritisch die eigene Sprechposition hinterfragen

Wie das konkret in der musealen Kommunikation aussehen kann, zeigen Beispiele aus dem *Deutschen Technikmuseum*. In den Programmtexten der Museums-Webseite zur Eisenbahn- und zur Luftfahrt Ausstellung wird Technologie historisch kontextualisiert – in klaren Worten. Da geht es zum Beispiel um die Rolle der deutschen Reichsbahn bei der Deportation und Ermordung der europäischen Jüd*innen; oder um die »menschenverachtenden Bedingungen« unter denen Zwangsarbeiter*innen im Zweiten Weltkrieg deutsche Flugzeuge und Raketen bauen mussten.

Anders sieht es jedoch im historischen Kontext des Kolonialismus aus. Wo in der Kommunikation über die Zeit des Ersten und Zweiten Weltkriegs eine deutliche, kritische und Narrative hinterfragende Sprache gewählt wurde, greift die Reflektion hier zu kurz. So ist in den Programmtexten zum Schiffbau zum Beispiel von den »Entdeckungsreisen der Portugiesen und Spanier« die Rede, die ein »neues Weltbild« und »neue Machtverhältnisse auf den Weltmeeren« schufen. Diese Formulierungen offenbaren eine nicht hinterfragte eurozentrische Perspektive. Was hier vermeintlich neutral als »Entdeckungsreise« bezeichnet wird, bildete den Startpunkt für Europas koloniales Projekt der Vernichtung, Verschleppung und Versklavung von Millionen von Menschen und dem Aufbau globaler Unterdrückungsstrukturen, die bis heute bestehen.

Arbeitsmaterial zum Workshop im Deutschen Technikmuseum
Screenshot: Julian Dörr



Chandra-Milena Danielzik und Daniel Bendix schreiben in ihrem Beitrag zu den Begriffen »entdecken/Entdeckung/Entdecker_in/Entdeckungsreise« in *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache* über die ökonomischen, sozialen und kulturellen Folgen der »Entdeckung«, die nicht neutral oder frei von Interessen sind, sondern der Ausbeutung von Menschen und Rohstoffen, der Erschließung von Handelswegen und der Produktion von Wissen diene.⁷

An diesem Beispiel zeigt sich sehr gut, dass es bei der Dekolonisierung von Kommunikation nicht einfach nur um das Ersetzen von gewaltvollen Begriffen und rassistischen Fremdbezeichnungen gehen kann. »Der Begriff ›Entdeckung‹, schreiben Danielzik und Bendix, »kann im Kontext von Rassismus nicht immer einfach nur durch einen weniger problematischen ersetzt werden. Notwendig ist vielmehr, das darin transportierte Weltbild als subjektiv und Interessen dienend wahrzunehmen und zu destabilisieren. Insofern sollte mensch, wann immer das Wort ›entdecken‹ auftaucht, aufmerksam dafür sein, wessen Perspektive sich darin ausdrückt und wie dadurch Rassismus und andere Herrschaftsverhältnisse entthematisiert werden«⁸.

Was steckt hinter den Begriffen, die bekannt, unverfänglich und neutral klingen? Diese Frage muss sich stellen, wer diskriminierungskritisch kommunizieren will. Gewohnte Worte, gewohntes Sprechen zu hinterfragen, heißt deshalb vor allem auch die eigene Perspektive zu hinterfragen. Und generalisierend und universelle Formulierungen zu überprüfen. Denn die sind meist nicht so allgemeingültig, wie wir glauben. Wer ist dieses »wir«? Gilt das wirklich für »alle«? In vielen Fällen stellt sich heraus, dass hinter eben solchen Ausdrücken keine neutrale Position steckt, sondern eine in der Sprache unmarkierte Perspektive, die »Norm« unserer Gesellschaft, die weiß, cis männlich, heterosexuell, able-bodied und/oder bürgerlich ist.

Dieser eigenen Position im Machtraum Sprache muss man sich bewusst werden, um zu erkennen, wer welche Geschichte(n) wie erzählen kann. Lernbereitschaft, der Wille zu Reflexion, Selbstkritik und Veränderung sind ein erster wichtiger Schritt auf dem Weg, um Räume echter Teilhabe zu schaffen, in denen sich Menschen befreit begegnen können.

Die Aufgabe der Öffentlichkeitsarbeit

Diese Räume zu öffnen, sie sicher und inklusiv zu halten und in sie einzuladen, ist die Aufgabe von Öffentlichkeitsarbeit. Die beginnt beim Hinterfragen der eignen Sprecher*innenposition und der machtkritischen Analyse der eigenen Texte und führt schlussendlich zur Frage der inklusiven und diversitätssensiblen Ansprache. Denn die Botschaften musealer Kommunikation kann nur empfangen, wer überhaupt von ihnen angesprochen wird. Eine genderneutrale und -gerechte Sprache, die Raum jenseits geschlechtlicher Binarität öffnet, ist dabei ebenso wichtig wie eine leichte Sprache mit vielen kurzen Hauptsätzen, um die Einstiegsschwelle in die Kommunikation möglichst niedrig zu halten.

Wer ein vielfältiges Publikum ansprechen möchte, muss gesellschaftliche Vielfalt auch in der Öffentlichkeitsarbeit nach außen tragen. Das gilt nicht nur auf der Ebene der geschriebenen und gesprochenen Sprache, sondern betrifft auch die Repräsentation von Diversität in der Bildsprache. Ohne die grundlegende kritische Auseinandersetzung mit den unterdrückenden gesellschaftlichen Strukturen, die sich auch im Museum widerspiegeln, verkommt diversitätssensible Kommunikation jedoch zu einer hohlen Fassade. Räume, in denen sich freie Menschen begegnen, entstehen nicht durch schöne Kam-

pagnen mit vielen Diversitätsmerkmalen, sondern durch lange, anstrengende Arbeitsprozesse.

Anmerkungen

- 1 Elisabeth Wehling: Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht, Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2017, S. 17f.
- 2 Ebd.: S. 18.
- 3 Thomas E. Nelson, Rosalee A. Clawson & Zoe M Oxley: Media Framing of a Civil Liberties Conflict and Its Effect on Tolerance, In: American Political Science Association 91 (3), 1997, S. 567–583.
- 4 Max Czollek: Gegenwartsbewältigung, München 2020, S. 83.
- 5 Susan Arndt: Sprache, Kolonialismus und rassistische Wissensformationen, In: Susan Arndt, Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache, Münster 2015, S. 121.
- 6 Ebd.: S. 125.
- 7 Daniel Bendix & Chandra-Milena Danielzik: entdecken / Entdeckung / Entdecker_in / Entdeckungsreise, In: Susan Arndt, Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache, Münster 2015, S. 266f.
- 8 Ebd.: S. 268.

